

Von Archetypen und Invarianten – an den Rändern der Grammatik¹

Frank Matheus, Münster

Thema dieses Essays ist die Frage nach der ursprünglichen und eigentlichen Bedeutung von Wörtern und grammatischen Erscheinungen unter besonderer Berücksichtigung des Biblischen Hebräisch. Hier steht vor allem die Frage im Mittelpunkt, ob diese Begriffe und die damit verbundenen Kategorien in der Lage sind, das von manchen als disparat empfundene hebräische Verbalsystem zu erfassen und logisch zu beschreiben – und ob es möglicherweise angemessenere Alternativen gibt. Wenn wir in unserer Alltagssprache die Begriffe „ursprünglich“ und „eigentlich“ hören und gebrauchen, treffen wir zwischen ihnen keine besondere Unterscheidung; wir benutzen sie promiscue und meinen i.d.R. dasselbe: Sie beziehen sich auf den Kern, auf das Wesen, auf die Grundlage von Aussagen und grammatischen Phänomenen.

Achten wir auf die genaue Bedeutung der beiden Ausdrücke, tun sich jedoch durchaus unterschiedliche Konnotationen auf, denn das Wort „ursprünglich“ berührt eine historische und das Wort „eigentlich“ eine semantische Kategorie. Und genau in dieser Unterscheidung liegt eine faktisch gegensätzliche Betrachtungsweise nicht zuletzt des hebräischen Verbalsystems, die so jeweils die auseinanderliegenden Ränder der Grammatik berührt.

Die Invarianten-Modelle machen den Hauptstrang der gegenwärtigen Forschung aus, auch wenn der Begriff so gut wie nie fällt. Sie fragen nach der „Grundbedeutung“ von grammatischen Erscheinungen, z.B. von der Suffixkonjugation. Lautet die Antwort hier „perfektiv“ oder, alternativ, „Vergangenheitstempus“, dann ist damit die Invariante bezeichnet, die das eigentliche Wesen dieses Phänomens beschreibt; zugleich sind alle anderen Realisierungen, die sich nicht unter diese Bedeutung subsumieren lassen, Abweichungen, Varianten eben – und damit negativ konnotiert.

Archetypische Modelle hingegen arbeiten historisch; sie fragen nach den Wurzeln einer grammatischen Entität und versuchen, der Bedeutung auf diese Weise auf die Spur zu kommen. Auf einen solchen Ansatz, der trotz der immer schon sprachgeschichtlich orientierten modernen Hebraistik² einen neuen Blickwinkel eröffnet, möchte ich im folgenden in Würdigung und Kritik näher eingehen.

1 Ursprünglich als Vortrag gehalten in der Alttestamentlichen Sozietät der Universität Münster im Wintersemester 2011/12. Für den Druck wurde der Text überarbeitet und erweitert.

2 Praktisch alle namhaften Grammatiken seit den bahnbrechenden Studien Ewalds arbeiten historisch-komparativ, vgl. allein, titeltragend, das Werk von Bauer-Leander; als dezidierte Aus-

Alexander Andrason hat in mehreren Aufsätzen das hebräische Verbalsystem untersucht; im Mittelpunkt standen hier die *waw*-PK, die einfache PK und die AK.³ Sein Ansatz dabei, den er jeweils ausführlich erläutert, ist im wesentlichen prototypisch und panchronistisch orientiert. Ausgangspunkt ist stets die heterogene Situation auf der synchronen Ebene, die er im umfassenden Korpus der Hebräischen Bibel manifestiert sieht⁴. Er erblickt in der Gegenwartsforschung einen Mangel: Sowohl Modelle, die sich auf das in der Linguistik weit verbreitete Deutungsmuster TAM (Tempus, Aspekt, Modus) – als weiteren Punkt führt er den Begriff „Taxis“ ein, der sich auf relative Tempora bezieht⁵ – stützen als auch diskursive Ansätze, die die Textpragmatik zur Grundlage haben, sind in seinen Augen reduktionistisch: Letztere verstehen z.B. die *waw*-PK als Vordergrund oder Rückgrat des Erzählstranges, erstere legen ihre Bedeutung fest auf die Tempusfunktion „Präteritum“ oder den perfektiven Aspekt. Beide berücksichtigen dabei nicht die Vielfalt der Bedeutungsmöglichkeiten oder lassen sie als „Ausnahmen“ oder sprachliche Sonderformen außer Betracht. Ähnliches gilt für die einfache PK, deren umfassende Bedeutungsmöglichkeiten er ebenfalls zutreffend beschreibt⁶. Deshalb kommt er zu dem Schluss: „It is thus not surprising that all attempts to reduce the *yiqtol* to one well-defined and unambiguous semantic-functional verbal domain (i.e. to one *taxis*, one aspect, one tense, or one mood) have failed and will always lead to oversimplifications.“⁷ Demgegenüber will Andrason einen vereinheitlichenden Ansatz vorstellen, der alle Vorkommensweisen der Formen unter *einem* Blickwinkel erklärt und damit keine Ausnahmen bzw. irregulären Gebrauch zulässt (2011, 7). Ziel ist es, die Belege einer synchronen sprachlichen Überlieferungseinheit (des AT) mit historischen Methoden zu erklären (diachron); diese beiden Linien – also in die sprachliche Breite und historische Tiefe – nennt er panchron (2011, 7). In seinem Aufsatz zur PK definiert er so: „The gram — that from the synchronic perspective is an amalgam of accidental functions which cannot be reduced to

nahme versteht sich Murokas Neubearbeitung des klassischen Werkes von Paul Joüon: “The grammar is essentially descriptive in its approach and conception, or to put it differently, its approach is synchronic, and not diachronic or historical.” (2006, xiii)

- 3 Andrason, Alexander, 2010: The Panchronic *Yiqtol*: Functionally Consistent and Cognitively Plausible, *JHS* 10 (Art. 10), 1–63; ders., 2010a: The “guessing” QATAL – the BH suffix conjugation as a manifestation of the evidential trajectory, *Journal for Semitics* 19/2, 603–627; ders., 2011: Biblical Hebrew *wayyiqtol*: A Dynamic Definition, *JHS* 11 (Art. 8), 1–58. Vgl. außerdem ders., The Biblical Hebrew *weqatal*. A homogenous form with no haphazard functions, *Journal of Northwest Semitic Languages* 37/2, 2011, 1–25 (Teil 1), 38/1, 2012, 1–30 (Teil 2).
- 4 Im Gegensatz zu den meisten anderen Forschern, die in der biblisch-hebräischen Überlieferung ein heterogenes, nur diachron zu erschließendes grammatisches Gefüge erkennen, ist für Andrason das AT eine synchrone Größe: „Although the Biblical text is not historically homogenous (it includes parts of different antiquity), we will treat the BH evidence as a synchronic whole.“ (2011, Anm. 33) Eine Begründung dafür liefert er nicht.
- 5 2011, 2.
- 6 2010, 14f.
- 7 2010, 17.

one clear and unique aspectual, temporal, taxis, modal and text value—may be understood as a single phenomenon, a prototypical homogeneous diachrony (i.e. path)—a realization of one linguistic input.” (2010, 3)

Was die diachrone Betrachtung anbelangt, schließt er sich damit der sog. „Path“-Theorie an, die in der Linguistik mit Namen wie Bybee und Dahl verbunden ist. Andrason definiert: „In general terms, the grammatical growth may be understood as a gradual and ordered incorporation of new values and formal characteristics.” (2011, 8) Dabei ist die Entwicklung eines Pfades nicht zufällig und beliebig, sondern evolutionär: Ein Pfad entwickelt sich nach bestimmten Mustern, nämlich zunächst auf ein perfektives/präteritales System, sodann auf ein imperfektives/präsentisches. Als dritte Stufe folgt eine modale und zuletzt eine futurische Implementierung (2011, 10). Andrason beschreibt die verschiedenen Pfade bzw. Stufen der Entwicklung in extenso. Z.B. entwickelt sich aus einem resultativen Proprium (auch Nomen sind möglich) über mehrere Zwischenschritte letztlich das Tempus „Präteritum“ und der Aspekt „perfektiv“ (2011, 13). Andrason bezieht auch kognitive Modelle mit ein, aus denen er ableitet, dass die grammatische Form auf ihre Funktion deuten muss (2011, 16). Dem liegt der Gedanke zugrunde, dass Grammatik die „Konzeptwerdung“ der Erfahrung einer Sprechergemeinschaft sei (2010, 16.23). So schließt er: „The semantic potential of a construction—at any moment of its evolution—is an amalgamation of consecutive phases on a given path.” (2011,18) Phrasen, Wörter und grammatische Strukturen kumulieren also ihre innere Kraft, die sie auf ihrem – diachronen – Wege gewonnen haben, und entfalten sie in jeder Entwicklungsstufe in ihrer jeweiligen synchronen Umgebung. Daraus ergibt sich konsequent die Ablehnung einer „eigentlichen Bedeutung“ von sprachlichen Formen: „As a result, the concept of an invariant dominant meaning must be abandoned.“ (2011, 18) Vielmehr agiert eine Konstruktion als Prototyp, in dem sich alle scheinbar unvereinbaren und heterogenen Funktionen wiederfinden und der sich als homogene Manifestation einer bestimmten diachronen Kurve erweist („a homogenous manifestation of a certain diachronic trajectory.“) (2011, 21). In seinem Aufsatz zur *waw*-PK untersucht Andrason die Bandbreite der verschiedenen Vorkommnisse und kommt zu dem wenig überraschenden Schluss, sie sei – synchron betrachtet⁸ – ein „highly heterogeneous phenomenon“, da sich der Narrativ in perfektiven, imperfektiven, iterativen Zusammenhängen findet und sich sogar resultativ auf Gegenwart und Zukunft beziehen kann (2011, 31). Mithilfe seiner Pfade nun homogenisiert Andrason diese Ergebnislage: Da die *waw*-PK deutlich erkennbar den „anterior path“ eingeschlagen hat und prototypisch den Faktor „Resultativ“ widerspiegelt, sind funktionale Erstreckungen in Bereiche wie „Vorzeitigkeit“ und auch „Gleichzeitigkeit“ möglich. Der Aspekt „Gleichzeitigkeit“ eröffnet zudem die Möglichkeit, das Tempus Präsens

8 Unter „synchron“ versteht Andrason das Korpus des AT; s.o. Anm.4.

mitabzudecken. Nicht eingeschlagen hat die *waw*-PK allerdings die nächsten Pfade, nämlich Modalität und Zukünftigkeit (2011, 32ff).

Sodann überprüft Andrason seine Ergebnisse diachron und fragt nach der Entwicklung des Archetypen auf seinem Pfad durch die Geschichte. Er nimmt an, dass die PK entstanden sei aus dem protosemitischen *yaqtul*, welches wiederum seine Wurzeln hat in einem resultativen Adjektiv *q(a)tal*, das mit Präfixen versehen wurde. Diese Sicht „constitutes a semantically transparent and cognitively plausible source of the gram [sc. die *waw*-PK] defined as a resultative path.“ (2011, 35) Hier liegt Andrason möglicherweise falsch, denn in der Forschung wird i.d.R. die AK in den Zusammenhang gebracht mit protosemitischem Adjektiv und enklitischen Personalsuffixen, nicht jedoch die PK, der protoypisch eher der durative Aspekt zugesprochen wird⁹. Andrason widerspricht sich auch, wenn er in 2011 die PK in einer „resultative diachrony“ erkennt (2011, 35), in 2010, 30 jedoch auf einem „imperfective track“. Diese Dichotomie erkennt er selber und formuliert: „how to explain the semantic transformation of a gram defined in terms of the resultative path into a formation that is an evident manifestation of the imperfective and proper (and not contaminated) modal trajectories?“ 2010, 40. Er bietet eine recht kompliziert anmutende Erklärung (2010, 42–44), die darauf hinausläuft, dass die Form *yaqtul* zwei unterschiedliche Stränge repräsentiert, nämlich einmal eine resultative Linie und einmal eine imperfektive. Eine ähnliche Lösung hatte schon Tropper 1998 vorgeschlagen, den Andrason allerdings nicht zitiert. Tropper sieht zwei Kurzformen der PK am Werk, eine perfektive und eine modale, die den Urformen *yaqattal* und *yaktul* entspringen¹⁰. Leider läßt sich die resultative Kraft der *waw*-PK, wie Andrason selber einräumt, historisch nicht belegen, da es keine vor-biblischen Texte mit *wajjiqtol* gibt. Deshalb schlägt Andrason einen analogen Weg ein und verfolgt die Entwicklung des akkadischen *iprus*. *iprus* sei ein Nachfolger des protosemitischen *yaqtul* und repräsentiere den resultativen Pfad. Infolgedessen könne man eine analoge Entwicklung im Akkadischen wie im Hebräischen erkennen: Im Akkadischen vermag *iprus* ein ähnliches Bedeutungsgeflecht abzudecken wie die *waw*-PK in der Bibel. Darüber hinaus ist *iprus* auch auf dem futurischen Pfad zu finden, welcher aus dem resultativ-perfektischen Zukunftsbezug erwächst und der, zusammen mit dem performativen Charakter, „was lost in the biblical language“ (36f). Was die historische Beurteilung und den diachronen Verlauf betrifft, ist als möglicher Kritikpunkt anzuführen, dass Andrason spekulativ schnurgerade direkte Bezüge herstellt über Zeiträume von mehreren hundert – wenn nicht tausend – Jahren und Entfernungen außer acht lässt, die eine direkte sprachliche Begegnung und damit eine unmittelbare Beeinflussung der Sprachsysteme eher un-

9 Vgl. Kottsieper, Ingo, 2000: *yaqattal* – Phantom oder Problem? KUSATU 1, 27–100, hier bes. 77ff.

10 Tropper, Josef, 1998: Althebräisches und semitisches Aspektsystem, ZAH 11, 153–190, hier bes. 158ff.

wahrscheinlich machen. Für beide Sprachen eine absolut parallele Entwicklung anzunehmen, verbietet sich von selbst. Andrason sieht die resultative Kraft von *yaqtull/jiqtol* verbunden mit der Partikel *wa*, deren Ursprünge nicht genau zu erkennen sind und die nicht notwendig Bestandteil des anterior-Pfades ist; mithilfe der Partikel *wa* gelangt die PK zusätzlich zu einer „coordinative consecutive“ Kraft (2011, 39). So gelangt er zu dem Schluss, die *waw*-PK zu definieren als einen prototypisch fortgeschrittenen resultativen Pfad, der zusätzlich kontextualisiert wurde durch die Inkorporation einer Größe, die ursprünglich eine explizit konsekutive Bedeutung hatte. (2011, 44)]

Allerdings läßt sich etwa die konsekutiv-futurische Bedeutung der *waw*-PK in den Psalmen so nicht erklären, da das konsekutive Element *waw* nach eigener Darstellung Andrasons nicht prototypisch mit der PK verbunden und seine Anfügung auf dem anterior-path arbiträr ist. Abschließend formuliert er noch einmal in seiner Zusammenfassung: Die *waw*-PK „can be defined as a computation of the anterior and simultaneous trajectories in the three time frames.“ (2011, 46) Ob damit das Wesenhafte der *waw*-PK zutreffend beschrieben ist, bleibt jedoch fraglich, denn diese Definition trifft auf so gut wie jede hebräische Verbform zu, die die beschriebene Leistung vollbringt – und im Biblischen Hebräisch können die PK, die AK, die *waw*-AK und das Partizip mit eben diesen Eigenschaften versehen sein.

Für die PK in all ihren möglichen Erscheinungsformen nimmt er an, dass alle Gebrauchsweisen von *jiqtol* eingruppiert und erklärt werden können als zwei diachrone Bewegungen, nämlich durch den imperfektiven und modalen Pfad. (2010, 36; vgl. 58 u.ö.).

Die AK behandelt Andrason weniger umfangreich in einem zweiteiligen Aufsatz im Journal for Semitics – mit dem Ergebnis, dass sie prototypisch eine „resultative Diachronie“ repräsentiere und dem *anterior* und *simultaneous* Pfad korrespondiere¹¹. Darin gleicht sie der *waw*-PK.

Man kann im einzelnen Anfragen an die Untersuchungen Andrasons stellen, muss im ganzen aber würdigen, dass er einen umfassenden Horizont eröffnet und das hebräische Verbalsystem in einem übergeordneten Kontext beschreibt, der methodologisch sinnvoll viele Aspekte erhellt. Bei der Bewertung des Ansatzes stellt sich jedoch die grundlegende Frage, ob er nicht prinzipiell synthetisch und damit nur eingeschränkt tauglich ist. Denn die Kriterien, insbesondere die einzelnen Pfade und Phasen der Sprachentwicklung, entspringen dem Nichts und werden von Andrason als Gegebenheit eingeführt. So ist es kein Wunder, dass sich alles glatt und völlig problemlos in das selbst geschaffene Schema einfügt. Den Zwängen einer vereinheitlichenden Grammatik folgend, werden alle Ungereimt-

11 2011a, 615.633. Darüber hinaus überlappt die AK mit einem dritten Pfad, dem „evidential trajectory“, ohne dass sie diese Funktion grammatisiert hätte (632f). Dieser repräsentiert das „vermutende Perfekt“, wie es in Sätzen wie Gen 37,33 („... ein wildes Tier wird ihn gefressen haben“) zum Ausdruck kommt.

heiten wegerklärt und das Problem durch seine Eliminierung gelöst. Denn es bleibt dabei, dass die AK perfektiv (in seiner Terminologie: resultativ) und die PK imperfektiv ist, nur eben nicht funktional, sondern archetypisch – und die archetypischen Eigenschaften mussten notwendig auf ihrem Pfad durch die Geschichte zu der beobachtbaren Heterogenität in der biblischen Sprachwelt führen.

Diese Kritik macht auch die Untersuchung von Tal Goldfajn (1998) zu ihrem Ausgangspunkt. Eine archetypische und diachron angelegte Betrachtung der Sprache, so sein Argument, entlässt den Forscher nicht von seiner Pflicht, die Funktion der Formen in ihrem realen Auftreten in Äußerungen zu untersuchen. Er referiert und akzeptiert die Genese der hebräischen Verbformen, wie sie von Orientalisten typischerweise dargestellt werden (und wie sie auch in den Darlegungen Andrasons zum Ausdruck kommen), um dann zu bemerken: „Und doch, auch wenn wir all dies zur Gänze akzeptieren, wären wir auch dann nicht wirklich in der Position zu formulieren, wie genau die Verbformen im biblischen Kontext funktionieren.“ (30) Diese Aussage lässt sich verallgemeinern. Archetypen und ihre Entwicklungsstränge hellen die Geschichte eines Begriffes auf und beleuchten bisweilen auch durch ihre „ursprüngliche Bedeutung“ eine konkrete Sprechsituation, aber sie lassen so gut wie keinen Schluss darauf zu, wie ein „Gram“ in einem Text genau zu verstehen ist. Z.B. sind das englische Wort „wife“ und das deutsche „Weib“ etymologisch deutlich verwandt. Archetypisch ließe sich sagen, dass beiden die Notation „weiblich“ und „geschlechtsreif“ anhaftet. Beide Wörter haben aber eine unterschiedliche Entwicklung durchlaufen, bei der dem einen Wort zusätzlich die Bedeutungsebene „verheiratet“ zufließt und dem anderen in heutiger Sprache eine negative Konnotation, die bis vor wenigen Generationen jedoch noch nicht vorhanden war. Keiner der individuellen Stränge kann die Bedeutung bzw. den konkreten Sprachgebrauch des jeweils anderen Wortes erklären, und keiner der Pfade führte zwingend zu dem „jetzt“ (synchron) beobachtbaren Ergebnis; vielmehr ist die Entwicklung arbiträr.

Bisweilen ist es sogar völlig unerheblich, welcher archetypischen Boden ein Begriff hat. Das Wort „Person“ z.B. stammt aus der antiken Theaterwelt; sein Hintergrund ist, ob durch eine Bühnenmaske eine reale Gestalt tönt, *personare*.

Niemand muss das wissen, um das Wort korrekt und in all seinen Bedeutungsebenen zu gebrauchen.

Gibt es dann so etwas wie die „eigentliche Bedeutung“ von einem Wort oder einer grammatischen Konstruktion? Kann man sozusagen ein grammatisches Phänomen oder eine Wortbedeutung von einer Hülle nach der anderen befreien, bis man auf den Kern der Sache stößt – auf die Invariante, eine Form, die so eindeutig ist, dass sie nicht weiter reduziert werden kann und keine Konnotation zulässt? Bei dem gerade genannten Begriff „Person“ scheint das so zu sein; Invariante und Archetyp fallen zusammen – es kann kein Zweifel daran bestehen, was den Begriff „Person“ *ursprünglich* und *eigentlich* ausmacht. Aber schon die

Frage, ob z.B. ungeborenes Leben eine Person ist, läßt die scheinbare Sicherheit unmittelbaren Wissens dahinschwinden.

Ein anderes Beispiel: Das Lemma „hose“ meint historisch die von Seefahrern getragene, unter den Knien zusammengebundene leichte, aber enganliegende Knickerbocker; archetypisch kommt hier eine hohle Umhüllung zum Tragen, die in das englische Lemma für „Schlauch“ Eingang gefunden hat, aber auch in das Homonym mit der Bedeutung „stockings“. Im Deutschen mündete es in das bekannte röhrenförmige Kleidungsstück, das nun aber sein ursprüngliches Merkmal – Band unter dem Knie – verloren hat. Nichts von alledem muss man wissen, um das Lemma im Deutschen oder Englischen korrekt zu gebrauchen.

Der Kern des Problems ist grammatischer Natur, genauer: des übergeordneten Grammatikverständnisses. Dem Ansatz bei Invarianten und Archetypen ist gemein, dass sie mit einem vereinheitlichenden Blickwinkel von einem historischen oder semantischen Nukleus aus alle Phänomene zu erklären suchen. Bei dem Invarianten-Modell stellt sich das Problem, dass durch die Reduktion auf eine Grundbedeutung alle anderen Phänomene als Aberrationen oder Ausnahmen betrachtet werden müssen, bei der archetypisch-diachronen Sichtweise, dass ganz heterogene synchrone Erscheinungen diachron harmonisiert und nicht wirklich mit Begriffen zusammengebracht werden, die ihre Funktion im Text zu beschreiben in der Lage sind. So liegt der Grundirrtum Andrasons m.E. in der Annahme, dass all die verschiedenen Aspekte, die ein grammatisches Phänomen im Laufe seiner Geschichte und Pfade subsumiert hat, zum wesenhaften Bestandteil seiner Ausdrucksformen geworden sind, die sich je nach textualer Situation in der aktuellen Realisation manifestieren. Das ist aber nicht der Fall. Andrason zeigt in seinem Aufsatz von 2010 völlig richtig die vielfältigen temporalen Umstände auf, in denen die PK begegnet (2010, 7ff), liegt aber falsch, wenn er z.B. sagt (2010, 7): Die Präfixkonjugation „most frequently expresses frequentative-habitual events“: Nicht die PK als solche drückt Habitualität aus, sondern die Umstände, in die sie geraten ist. Als Beleg für seine These verweist Andrason auf das Beispiel Hi 1,5 (letzter Satz): **וַיַּעַשׂ אִיּוֹב כָּל-הַיָּמִים**: „Das tat Hiob jedesmal.“ In der Tat geht es hier um wiederkehrende Ereignisse – aber diese finden ihren Ausdruck nicht durch die Verbform, sondern in dem Adverbiale **כָּל-הַיָּמִים**. Dieses begegnet mit dem gleichen Effekt auch in Realisierungen in der *waw*-PK (z.B. 1 Sam 7,15) oder in *x*-AK (1 Sam 25,15). Es ist also nicht der Aspekt „Iterativität“ gebunden an die Verbrealisierung „PK“. Deutlich wird dies auch, wenn man sich den Rest des Beispielveses vor Augen führt:

וַיְהִי כִּי הִקְיֹפוּ יָמָיו הַמִּשְׁתָּה וַיִּשְׁלַח אִיּוֹב וַיִּקְדָּשֶׁם וַיְהַשְׁכִּים בְּבִבְקָר׃
וַיַּעַשׂ עֲלוֹת מִסְפָּר כָּל־מַעֲשָׂיו כִּי אָמַר אִיּוֹב אֱלֹהִים חָטְאוּ בְנֵי וַבְּרָכוּ אֱלֹהִים בְּלִבָּבָם׃
 כָּכָה וַיַּעַשׂ אִיּוֹב כָּל-הַיָּמִים׃

Jedes Mal, wenn die Tage des Gastmahls beendet waren, schickte Ijob, um sie zu reinigen. Früh am Morgen erhob er sich und brachte entsprechend ihrer Zahl Brandopfer dar. Denn Ijob dachte: Vielleicht haben meine Kinder gesündigt und Gott in ihrem Herzen geflucht. So hielt es Ijob jedes Mal. (Hi 1,5)

In diesem Vers begegnen drei *waw*-PK-Formen, zwei *waw*-AK –Sätze und zwei Syntagmen in der Struktur *x*-AK. Alle drei Realisierungen deuten auf das gleiche, sich wiederholende Geschehen wie die *x*-PK am Ende. Aber keinesfalls kann man die Iterativität an den sehr unterschiedlichen Verbformen festmachen, die die wesentlichen Verbalrealisierungen des Hebräischen repräsentieren – ansonsten würde fast jeder hebräischen Satzrealisierung Iterativität zu eigen sein. Der Aspekt kommt vielmehr durch die unscheinbar anmutende Formulierung מְסַפֵּר כְּלָמַי zustande. Da Hiob zehn Kinder hatte, ergibt sich so die entsprechende Frequenz seines Handelns. Zur temporalen Analyse einer dargestellten Zeit bedarf es also neben der Verbform auch die Berücksichtigung der Ereignisstruktur einer Proposition und der periphrastischen Signale, die die Textwelt bereithält.¹²

Die simple Analyse eines Verses wie Hi 1,5 zeigt, dass es so etwas wie eine „eigentliche“ oder „ursprüngliche“ Bedeutung einer grammatischen Erscheinung oder eines einzelnen Wortes nicht wirklich gibt. Denn Sinn oder Bedeutung entsteht einzig und allein in einem Kommunikationsakt, d.h. in einem Text¹³ – ein „Gram“ hat außerhalb eines Textgeschehens keine Bedeutung, ja es existiert noch nicht einmal. Das gilt auch für archetypisch herausgearbeitete Grundfunktionen oder -bedeutungen, denn auch Archetypen leben nur in Texten und entfalten je dort ihre Kraft.

Im folgenden wollen wir diese Überlegungen in einer Grammatiktheorie verorten. Der Ansatz Andrasons, der ja Grammatik versteht als eine „Konzeptualisierung menschlicher Erfahrung“ läßt sich im weitesten Sinne in dem großen Feld der Transformationsgrammatik, die untrennbar mit dem Namen Chomsky verbunden ist, unterbringen. Die generative Grammatik, die in vielen Varianten von Chomsky selbst und auch seinen Schülern weiterentwickelt worden ist, hat in ihrem Kern eine emanzipatorische Funktion: Sie befreit Grammatik von einer rein deskriptiven Sicht und stellt das denkende Individuum in den Mittelpunkt der Betrachtung. Deshalb ist für Chomsky auch die Unterscheidung von „Performanz“ und „Kompetenz“ von ausschlaggebender Bedeutung, wobei Performanz die angelernte, oberflächliche Fähigkeit der Sprachverwendung meint und Kompetenz, um es in den Begriff Andrasons zu fassen, die Konzeptualisie-

¹² Eine genauere Analyse der Zeitstrukturen habe ich vorgelegt mit meiner Studie: „Ein jegliches hat seine Zeit“, KUSATU B.1, 2011.

¹³ Unter „Text“ verstehe ich eine sprachliche Gestaltwerdung, die an die beiden Bedingungen der Lokution und Rezeption gebunden sind; Äußerung und Empfang eines Textes sind also immer ein Kommunikationsereignis.

rung der Spracherfahrung, mithin die Fähigkeit, aufgrund von erkannten Regeln Bedeutungsinhalte zu generieren und zu transformieren.

So wichtig dieser Ansatz forschungsgeschichtlich auch ist, es haftet ihm doch der Mangel an, die Performanz und damit die Oberflächenstruktur von Sprache vernachlässigt zu haben. Insbesondere gerät weder die Durchdringung beider Ebenen recht in den Blick noch der Erwerbsprozess von Sprache unter entwicklungspsychologischen und hirnspezifischen Gesichtspunkten. Beides aber ist von ausschlaggebender Bedeutung für die Betrachtung grammatischer Systeme, was sich festmachen lässt an der Unterscheidung von *Mustern* und *Regeln*.

Folgen wir der Transformationsgrammatik, so müsste es möglich sein, einen Satz zu bilden, der den Inhalt hat, dass ein Emittent einem Rezipienten mitteilt, ihm einen Sachverhalt bereits mitgeteilt zu haben. Für Sachverhalte in der Vergangenheit ist in unserer Sprache, so sagt es das grammatische Regelwerk, das Präteritum zuständig. Der Satz könnte also lauten: „Das sagte ich dir schon einmal.“ Obwohl auf der Ebene der Sprachkompetenz völlig korrekt gebildet, würden wir einen solchen Satz nicht aussprechen, denn er entspricht nicht den Mustern, die wir auf der Ebene der Performanz abgespeichert haben. Hier finden sich in der Rubrik „direkte Kommunikation“ mehrheitlich Perfektkonstruktionen¹⁴, und wir würden analog einen Satz bilden wie „Das habe ich dir schon einmal gesagt.“ Im Englischen indes verhält es sich genau anders herum; hier müsste der Satz lauten: „I told you once“, und die Perfekt-Variante wäre grammatisch möglich, aber nicht gebräuchlich. Im Blick auf die Path-Theorie zeigt dieses simple Beispiel, dass die evolutionären Wege, die eine Form nehmen kann, Möglichkeiten sind, keine Notwendigkeiten. Der perfektive Aspekt samt seinen Implikaturen (semantisch: „Du weißt es jetzt“; pragmatisch: „verhalte dich entsprechend!“) ist nicht notwendig an perfektische Formen gebunden (wie im Englischen), und präteritale Formen implizieren nicht notwendig einen resultativen Aspekt (Das Wort „told“ könnte in einem anderen Text prospektiv sein, wie z.B. in „She told him: ‚Go to school now!‘“)¹⁵

Muster, die wir als sprachlich richtig erkennen, speichern wir schon vorgeburtlich und dann lebenslang in Hirnregionen ab, die dem bewussten Zugriff entzogen sind; unser Betriebssystem verwaltet diesen Schatz sozusagen allein und stellt je nach Situation die notwendigen Parameter bereit, damit wir entweder abgespeicherte Phrasen oder analoge Bildungen sofort verfügbar haben. Wollten wir Sätze nach Regeln bilden, würde dies viel zu lange dauern und die Kom-

14 Das lässt sich z.B. daran ablesen, dass die 2.Pers. im Präteritum so gut wie nie gebildet wird. Sätze wie „Du bukst“, „Du rittest“, „Du schwammst“ lassen sich von einem kompetenten Sprecher regelgerecht bilden, spielen im Sprachgeschehen aber keine Rolle. Das „Du“ ist die default-Einstellung der direkten Kommunikation, und ihr Vergangenheitsstempus ist im Deutschen das Perfekt.

15 In diesem Satz ist die Ereignisstruktur des Verbuns „to tell“ erst zu einem Ziel gelang, wenn der Redeinhalt offenbart ist. Insofern sind alle Propositionen, die eine Äußerung beinhalten, in einem erzählenden Text prospektiv.

munikation erschweren. Unser Regelwerk, die Grammatik, ist vielmehr ein Instrument der Reflektion und Kontrolle. Das wird z.B. daran deutlich, dass auch sehr kompetente Menschen mit elaboriertem Sprachverständnis oftmals nicht die Grammatik ihrer Muttersprache – zumindest nicht in ihrer Tiefe und Breite – beherrschen – man kommt auch ohne aus. Andererseits sieht man allein daran, dass es hunderte von verschiedenen Grammatikentwürfen in der Wissenschaft gibt, dass Grammatik nicht nur ein Konvolut von unverrückbaren Regeln ist, sondern eine aktive philosophische, linguistische und psychologische Betrachtung des Menschen seiner selbst und seines sprachlichen Handelns.

Dass Sprache nach Mustern, nicht nach Regeln funktioniert, dass Regeln vielmehr die übergeordnete Kategorie bilden, ist entwicklungspsychologisch beweisbar. Schon im Mutterleib nehmen Kinder die Sprachmelodie wahr, die von außen auf sie einwirkt, und nach der Geburt sind Säuglinge bereits im vierten Lebensmonat in der Lage, grammatische Muster zu erkennen, zu lernen und richtige Sätze von falschen zu unterscheiden. Die Leipziger Neuro- und Kognitionswissenschaftlerin Angela Friederici hat in einer Versuchsreihe deutsche Babys mit italienischen Sätzen beschallt, die grammatikalisch korrekt aufgebaut waren. Ihre Gehirntätigkeit wurde bei diesem Vorgehen gemessen, und man konnte feststellen, dass die viermonatigen Babys bereits nach einer Viertelstunde die Strukturen dieser Sätze gelernt hatten. Konfrontierte man die Säuglinge dann mit falsch konstruierten italienischen Sätzen, reagierte das Gehirn deutlich auf die Abweichungen vom gelernten Muster.¹⁶

Wichtig für die grammatische Beurteilung dieser Tatsache ist, dass beim Spracherwerb Muster gespeichert werden, die unter einer systemisch-regelhaften Betrachtung in durchaus weiten Teilen inkonsistent sind; wir notieren solche Abweichungen als Ausnahmen oder Eigentümlichkeiten. Die Linguistik trägt dem schon seit vielen Jahren Rechnung und versucht Modelle zu entwickeln, die einerseits über bloße Deskription hinausgeht, jedoch andererseits der gewaltigen Eigendynamik sprachlichen Geschehens Rechnung trägt; dies geschieht bisweilen in Anlehnung an die Arbeiten Chomskys, versteht sich zumeist aber als eine alternative Richtung. Ich greife an dieser Stelle einen Ansatz heraus, der im Kern schon auf Karl Bühler¹⁷ zurückgeht und in seiner Ausgestaltung Lucien Tesnière¹⁸ zugeschrieben wird: die sogenannte Valenz- oder Dependenzgrammatik. Sie geht von Leerstellen aus, die jedes Wort schafft. Diese Leerstellen, die rechten Nachbarn¹⁹, müssen gefüllt werden. Man beobachtet und beschreibt, welche Wörter und grammatische Erscheinungen mit einem Wort zusammengehen können. Diese Methode, die offenkundig semantisch und damit primär lexikalisch orientiert ist, ist im Laufe der Jahrzehnte weiter verfeinert

16 Vgl. den Bericht in der „Welt“ vom 24.3.2011; online ist der Versuch genauer dargestellt unter http://www.mpg.de/1252971/italienisch_lernen?filter_order=LT&research_topic=KG-SPW.

17 Bühler 1934, 226ff.

18 Tesnière 1999, 25ff; vgl. Schlobinski 2003, 57ff.

19 Für die semitische Sprachwelt gilt analog der „linke Nachbar“.

worden und erlangte hohe Bedeutung, als einerseits ihre Verwandtschaft zur Kognitionswissenschaft erkannt wurde – hier ist v.a. der frühere Schüler Chomskys und späterer Widersacher in den „linguistic wars“²⁰, George Lakoff zu nennen – und andererseits ihr hohes Automatisierungspotential, das sie interessant machte für Computerlinguistik.²¹ Die Valenzgrammatik floss ein in den heute wichtigsten Zweig der Kognitiven Grammatik, der sog. Konstruktionsgrammatik (Construction Grammar, CxG) und ihrer lexikalisch orientierten Spielart, der „Head Driven Phrase Structure Grammar“ (kopfgetriebene Phrasenstrukturgrammatik), HPSG, die auflistet, welches Potential und welche Verzweigungsmöglichkeiten ein Wort bietet. Sie ist dabei streng deskriptiv und bewertungsfrei, formuliert aus den Beobachtungen aber durchaus Regeln und Gesetzmäßigkeiten. Diese Gesetze zeigen aber eher auf, was nicht geht, sind also beschränkend (restrain) und vermeiden es, Bildungsregeln zu formulieren, nach den sich eine Sprache zu richten hat, d.h. die zugrundeliegende Grammatik ist nicht generativ oder transformativ, sondern arbeitet analog, indem sie Muster miteinander vergleicht und in Beziehung setzt und daraus gewonnene Gesetzmäßigkeiten formuliert. So folgt die Grammatik natürlicher Entwicklungsgeschichte, indem sie erlernte Muster auswertet, die ihrerseits das Kondensat generationenübergreifender sprachlicher Kompetenz darstellen.

Betrachten wir den überlieferten hebräischen Kanon unter diesen Gesichtspunkten, so können wir sagen, dass der Korpus die Summe der Möglichkeiten einer etwa tausendjährigen Sprachgeschichte ist. Alle über Jahrhunderte hinweg möglichen Muster sind gespeichert und konserviert worden, alle je aktuell grammatisch korrekten Sätze tradiert. Die theologische Sprachwissenschaft hat schon immer empfunden, dass sie mit diesem Schatz besonders behutsam umgehen muss, und so wundert es nicht, dass sie, lange bevor es den für manche Ohren seltsam anmutenden Ausdruck der „Phrasenstrukturgrammatik“ gab, das bis heute hochgeschätzte hebräische Lexikon präsentieren konnten, das nach diesem Prinzip arbeitet, nämlich das HAL, das in seinen Anfängen in die 50er Jahre des 20. Jahrhunderts zurückgeht.

Deutlich wird auch, dass es in einer textorientierten Grammatik keine „eigentliche“ oder „ursprüngliche“ Bedeutung von Wörtern, Phrasen oder syntaktischen Realisierungen geben kann, sondern, analytisch betrachtet, lediglich funktionale Merkmale in Texten. Die „Grundbedeutung“ von Wörtern erwächst aus einer Schnittmenge ihrer konkreten Verwendung und gerinnt in lexikalisches Wissen.

Natürlich gibt es so etwas wie eine „ursprüngliche Verwendung“ grammatischer Phänomene – aber dies in einem historischen, nicht prototypischen Sinne. Irgendwann hat irgendjemand zum ersten Mal einen Text mit der PK und der AK

20 Vgl. dazu Harris 1993.

21 Einen Überblick über die verschiedenen grammatischen Ansätze bieten Schlobinski 2003 und Wildgen 2008.

verwendet – aber damit noch keine prototypischen Merkmale für genau diese grammatische Erscheinung festgelegt. Vielmehr ist umgekehrt die grammatische Form Ausdruck einer – möglicherweise prototypischen – Wahrnehmung, und „Sinn“ ergibt sich aus der gemeinsamen, übereinstimmenden Verwendung dieser Phrase in einer Sprechergemeinschaft – und diese Verwendung kann sich im Laufe der Geschichte ändern. Die Aufgabe historisch-vergleichender Grammatik ist es gerade, solche arbiträren Wege und Pfade zu erforschen und uns so zugänglich zu machen, wie es dazu gekommen ist, wie es ist. Sie kann jedoch keine semantischen und funktionalen Linien aufzeichnen, in denen aufgrund zweifellos vorhandener Muster in der Sprachgeschichte, den Pfaden sprachlicher Entwicklungen, ein Phänomen notwendig oder zumindest wahrscheinlich in eine bestimmte Verwendungsweise mündet. Dazu verläuft eine jede Sprachgeschichte, auch aus derselben Sprachfamilie, viel zu individuell. Selbst wenn wir mit sprachlichen Archetypen rechnen und etwa die AK als einen mehr oder minder typischen Vertreter des „perfektiven Prototypen“ und die PK als einen solchen des „imperfektiven Prototypen“ verstehen, kann nur eine funktionale Analyse sprachlicher Muster aufzeigen, wo und wie sie in Texten zur Geltung kommen und wo und wie sie ausgeschaltet – also ihrer archetypischen Kraft beraubt – werden. Dies aber geschieht wiederum auf der synchronen Ebene, und die historische Betrachtung kann hier keinen Beitrag leisten. Ihre Aufgabe besteht vielmehr darin, den Blick zu öffnen für vergleichbare sprachliche Phänomene in verschiedenen Entwicklungsstufen – und Muster zu beschreiben, die sich möglicherweise in unterschiedlichen Sprachräumen wiederfinden, ohne jedoch ihren Forschungsgegenstand in dieses Muster zu zwingen. Noch einmal: das heterogene Erscheinungsbild der hebräischen Wortformen und syntaktischen Realisierungen lässt sich viel besser mit dem aus den Kognitionswissenschaften entlehnten Spracherwerbsmodell erklären, welches gespeicherte sprachliche Muster als korrekt markiert, auch wenn diese unter übergeordneten Gesichtspunkten nicht als homogen erscheinen. Angesichts der Tatsache, dass im biblischen Kanon in Jahrhunderten des Sammelns und Redigierens solche Muster kumulierten, ist das divergierende Moment erstaunlich gering – verglichen etwa mit der Entwicklung des Deutschen in den letzten 500 Jahren.

Verzeichnis der verwendeten und zitierten Literatur

- Andrason, Alexander, 2010: The Panchronic Yiqtol: Functionally Consistent and Cognitively Plausible, *JHS* 10 (Art. 10), 1–63.
- Ders., 2010: The „guessing“ QATAL – the Biblical Hebrew suffix conjugation as a manifestation of the evidential trajectory, *Journal for Semitics* 19/2, 603–627 (2010a).
- Ders., 2011: Biblical Hebrew wayyiqtol: A Dynamic Definition, *JHS* 11 (Art. 8), 1–58.

- Ders., 2011: The Biblical Hebrew weqatal. A homogenous form with no haphazard functions, *Journal of Northwest Semitic Languages* 37/2, 2011 (2011a), 1–25 (Teil 1), 38/1, 2012, 1–30 (Teil 2).
- Bauer, Hans & Leander, Pontus, 1822: *Historische Grammatik der hebräischen Sprache des Alten Testaments*, Halle.
- Bühler, Karl, 1934: *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*, Jena (UTB 1999, 3. Aufl.).
- Bybee, Joan u.a., 1994: *The Evolution of Grammar: Tense, Aspect, and Modality in the Languages of the World*, Chicago.
- Chomsky, Noam, 1957: *Syntactic Structures*, Berlin/New York (2. Aufl. 2002).
- Ders., 1965: *Aspects of the Theory of Syntax*, Cambridge (Nachdruck 1969).
- Dahl, Östen, 1985: *Tense and Aspect Systems*, Oxford.
- Ders. (Hg.), 2000: *Tense and Aspect in the Languages of Europe*, Berlin & New York; darin: *The Tense and Aspect Systems of European Languages in a Typological Perspective*, 3–25.
- Ewald, Heinrich, 1827: *Kritische Grammatik der Hebräischen Sprache*, Leipzig.
- Goldfajn, Tal, 1998: *Word Order and Time in Biblical Hebrew Narrative*, OTM, New York.
- Harris, Randy A., 1993: *The Linguistics Wars*, Oxford.
- Hebräisches und Aramäisches Lexikon zum Alten Testament, hg. von Ludwig Köhler und Walter Baumgartner, Leiden 1967–1995 (HAL, KBL3).
- Jöüon, Paul & Muraoka, T., 2006: *A Grammar of Biblical Hebrew*, *Subsidia Biblica* 27, Rom.
- Kottsieper, Ingo, 2000: *yaqattal* – Phantom oder Problem? *KUSATU* 1, 27–100.
- Lakoff, George, 1971: *Linguistik und natürliche Logik*, Frankfurt.
- Matheus, Frank, 2011: *Ein jegliches hat seine Zeit. Tempus und Aspekt im biblisch-hebräischen Verbalsystem*, *KUSATU* B.1.
- Schlobinski, Peter, 2003: *Grammatikmodelle. Positionen des 20. Jahrhunderts*, *Studienbücher zur Linguistik*, Göttingen.
- Tesnière, Lucien, 1999: *Grundzüge der strukturalen Syntax*, Stuttgart.
- Tropper, Josef, 1998: *Althebräisches und semitisches Aspektsystem*, *ZAH* 11, 153–190.
- Wildgen, Wolfgang, 2008: *Kognitive Grammatik. Klassische Paradigmen und neue Perspektiven*, Berlin.

Zusammenfassung

Das vorliegende Essay prüft die Tragfähigkeit von Ansätzen, die die divergierende, teilweise als erratisch empfundene Vielfalt hebräischer Satzrealisierungen unter dem vereinheitlichenden Blickwinkel prototypischer Entwicklungspfade zu verstehen suchen oder nach ihrem semantischen Nukleus fragen. Beide Forschungsrichtungen erklären letztlich nicht die Verbfunktion in einem konkreten Text. Breite Bedeutungs- und Verwendungsspektren lassen sich wesentlich schlüssiger aus Forschungsergebnissen der Psycholinguistik und der Entwicklungspsychologie ableiten, die Eingang gefunden haben in grammatische Modelle wie etwa der Konstruktionsgrammatik, die streng phänomenologisch auch die Resultate nebeneinander als „richtig“ stehen lässt, die unter einem

übergeordneten Systembegriff als Abweichung von einer Invariante oder inkompatibel zu einem Archetypen verstanden werden müssten.

Anschrift des Autors:

*Frank Matheus, Westfälische Wilhelms-Universität, FB Evangelische Theologie,
Biblisches Hebräisch, Universitätsstr. 13–17, Münster*